

MARTIN LUTHER UND DIE EINHEIT DER KIRCHE CHRISTI

Von Paul Althaus

I

Die Reformation hat zu einer Spaltung in der christlichen Kirche geführt; freilich nicht zu der ersten: die morgenländische Christenheit hat sich schon vorher von der abendländischen, römischen getrennt. Die neue Trennung im 16. Jahrhundert geschah gegen den Willen der Reformatoren. Sie wollten nicht eine Sonderkirche gründen, sondern der Erneuerung der ganzen Kirche aus dem Evangelium dienen. Luther hat sich darüber klar ausgesprochen. Wenn die Kirche entartet ist, wenn ihre Führer und Priester versagen, auch dann ist Separation durch das »Gesetz Christi« (Gal. 6, 2: »Einer trage des anderen Last«) verboten, vielmehr eben dann ist die Stunde, die Last der Kirche auf sich zu nehmen, bei ihr zu bleiben, alles zu tun, daß sie wieder gesunde und sich erneuere. Trennung? »Das sei ferne!« antwortet Luther in seiner frühen Vorlesung über den Galaterbrief (Weimarer Ausgabe 2, 605). Scharf verurteilt er den Abfall der Hussiten von der römischen Kirche: er ist unentschuldig und gottlos, wider das Gesetz Christi. Diesen Weg wollte er nicht gehen. Nicht er hat sich von der römischen Kirche getrennt, sondern sie hat ihn ausgestoßen. Erst auf Grund dessen hat er, der doch der ganzen Kirche zur Erneuerung helfen wollte, nach langem inneren Ringen sich dazu entschlossen, ein eigenes Kirchenwesen aufzurichten. Aber auch dann bekennt er sich weiter zu der Einheit der Kirche Christi und sieht sich und seine Evangelischen in ihr stehen.

Niemand weiß so von der Einheit der Kirche wie das reformatorische Christentum, wie evangelisches Denken. Das ist mit dem reformatorischen Verständnis der Kirche gegeben. Machen wir es uns an Luthers Gedanken über die Kirche klar. Kirche ist nach Luther das »Volk Gottes«, der Inbegriff, die Sammlung der Christgläubigen in aller Welt und zu allen Zeiten. »Ich glaub, daß da sei auf Erden, so weit die Welt ist, nicht mehr denn *eine* heilige, gemeine christliche Kirche, welche nichts anderes ist denn die Gemeinde oder Sammlung der Heiligen, der frommen, gläubigen Menschen auf Erden.« Den Glauben wirkt Gottes Geist in den Herzen durch die Verkündigung des Evangeliums einschließlich seiner besonderen Gestalt als Sakrament. Daß Kirche sei oder werde, dazu bedarf es nichts anderes, als daß Wort und Sakrament ausgeteilt werden und daß Gottes Geist durch sie Glauben wirke. Mehr bedarf es auch nicht dazu, daß die Kirche *eine* sei, ihre Einheit habe: die Christenheit ist eine und hat ihre Einheit, weil der eine und selbe Christus unter dem Wort und Sakrament in ihr gegenwärtig ist und im Glauben ergriffen wird.

Die Einheit der Kirche ist also eine »geistliche«, Einheit kraft des in allen lebendigen einen Heiligen Geistes, des von ihm gewirkten einen und selben Glaubens an das Evangelium. (Vgl. Luther, WA 7, 721, 1 ff.) »Das heißt nun eigentlich eine geistliche Einigkeit, von welcher die Menschen heißen eine Gemeinde der Heiligen, welche Einigkeit genug ist zu machen eine Einigkeit« (6, 293, 9). »Einigkeit« hat bei Luther den Sinn von »Einheit«. Die Kirche bedarf also zu ihrer Einheit nicht eines irdischen Hauptes, sie hat nur das Haupt im Himmel. Christus regiert sie allein. Das macht Luther in seiner Schrift »Von dem Papsttum zu Rom . . ., 1520) gegen den römischen Kirchenbegriff geltend (6, 297, 37 ff). Das Papsttum ist von Jesus Christus nicht eingesetzt, es ist »eine reine Menschendichtung und -Erfindung« (54, 239, 14), weder mit Mt. 16, 18, noch mit Joh. 21, 15 ff zu begründen - beide Stellen haben nichts mit dem Regieren der Kirche zu tun (54, 239 ff).

Weil Luther und mit ihm seine Kirche das Wesen der Kirche so versteht, hat das evangelische Verständnis der Kirche und ihrer Einheit seine große Freiheit und Weite. Weil zum Wesen der Kirche nicht mehr als das Evangelium im Wort und Sakrament und der hierdurch gewirkte Glaube an Jesus Christus gehört, weil dies genug ist, daß Kirche und daß sie eine sei, weil zu ihrem Wesen nicht eine bestimmte Gestalt heiligen Rechtes gehört, nicht ein geweihtes Priestertum, nicht eine Hierarchie mit dem unfehlbaren Lehramt an der Spitze - weil die Kirche alles dessen nicht bedarf, um Kirche zu sein, daher ist evangelisches Denken über die Kirche notwendig ökumenisch. Der römisch-katholische Begriff der Kirche setzte die Kirche Christi gleich mit der römischen Kirche: diese ist selber die una sancta des Glaubensbekenntnisses. Diese Gleichsetzung hat Luther zerbrochen auf Grund der Schrift, des Evangeliums. Es geht hier um die Freiheit Christi, sich sein Volk zu sammeln allein durch das Evangelium, ohne anderes Mittel, ohne Bedingung und Begrenzung.

Diese Weite und Freiheit im Verständnis der Kirche war für Luther nicht nur eine Theorie, sondern sie bestimmte auch seine Haltung, gerade gegenüber der römischen Kirche. Bei aller Härte des Urteils über die Kurie und das römische Kirchensystem hat Luther doch zugleich nie einen Zweifel daran gelassen, daß Gott auch in der römischen Kirche sein Volk habe, weil auch dort aller Verdunkelung und Lähmung zum Trotz das Evangelium auf dem Plan ist. Daher hat der Reformator auch nicht einfach reinen Tisch gemacht mit dem Erbe der alten und der mittelalterlichen Kirche, sondern hat es bewahrt und in Ehren gehalten, wo es dem Evangelium nicht widersprach. Er übernimmt nicht allein selbstverständlich die altkirchlichen Bekenntnisse, sondern auch viel echtes christliches Gut aus dem katholischen Gottesdienste, vieles aus der Liturgie, viele Kollekten, d. h. die Kurzgebete, Hymnen und andere Gesangstücke, deutsche Lieder des Mittelalters. Mit alledem be-



kennt er sich aller Entartung zum Trotz zur Kontinuität, zur Einheit der Kirche Christi durch die Jahrhunderte hindurch. Wir Evangelischen neigen dazu, des Reformators Stellung zum Mittelalter, zu der kirchlichen Tradition in erster Linie als kritische zu sehen; aber wir dürfen seine positive Stellung zu dem Erbe des Mittelalters nicht übersehen. Was haben für ihn neben Augustin auch Bernhard und Staupitz bedeutet, was dankt er ihnen! Er ist ohne die kirchliche Tradition, auch die mittelalterliche, nicht zu denken - und unsere evangelische Kirche auch nicht.

2

Mit der Reformation bekennen auch wir uns zu der Einheit der Kirche als Wirklichkeit; sie ist »das eine heilige Volk Gottes«, »die ganze Christenheit« (Luther), die eine Gemeinde der Christgläubigen, in der ganzen Welt, in allen Konfessionen, durch alle Zeiten hindurch, lebend von dem einen Christus, aus der einen Bibel, dem einen und selben Neuen Testament - in dem allem ein Leib, der Leib Christi.

Wir erfahren auch einiges von dieser Einheit. Schon in jedem Gottesdienste: viele Stücke in ihm sind uns mit der ganzen Christenheit oder doch mit vielen Kirchengemeinschaften gemeinsam, wie das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntnis, der Gang des Kirchenjahres, die alten Reihen der Episteln und Evangelien, manche Lieder und Gebete, die Abendmahlsliturgie in ihren Hauptstücken. Jeder Gottesdienst hat dadurch ökumenischen Charakter. Die alte Kirche ist auch unser. Unsere Kirche hat nicht geschichtslos bei dem Neuen Testament wieder angefangen. Wir stehen in einer Geschichte der Kirche, die über die Reformation zurückreicht. Das lesen wir schon an unseren alten Gotteshäusern ab: wir haben sie von der mittelalterlichen Kirche übernommen, mitsamt ihren Kunstwerken, und fühlen uns in ihnen trotz allen Abstandes der Zeiten in unserem Vaterhause.

Das alles ist schon gar nicht nur »unsichtbare Kirche«, unsichtbare Kirchengemeinschaft, sondern durchaus schon reale.

Aber die »geistliche Einheit«, daß wir in Christus zusammengehören, muß auch darüber hinaus leibhaftig erscheinen - angesichts der Vielheit der Kirchengemeinschaften, der »Konfessionen«, welche durch sich selbst, durch ihr Nebeneinander die Einheit der Kirche verhüllen.

3

Wie haben wir diese Vielheit zu beurteilen? »Kirchen« - darf es diesen Plural überhaupt geben? Hebt die Pluralität der Kirchengemeinschaften die Einheit der Kirche Christi nicht doch auf?

Die Vielheit, das Nebeneinander der Konfessionen, ist nicht in jeder Hinsicht Not der Christenheit. Ohne Frage dürfen wir die Konfessionen in ihrem

Nebeneinander auch sehen als verschiedene Gestalten von Christsein in der einen Kirche, als Schwestern zusammengehörend. In der Mehrzahl von eigenprägten Gestalten erscheint auch etwas von der Fülle Jesu Christi. Daher gehört zum rechten Verständnis der Konfessionen auch die Freude aneinander, Freude, daß der andere da ist, als der *andere* da ist, Freude an seinem Anderssein, an dem Charisma der anderen Konfession. Gott gibt nicht allen die gleichen Gaben seiner Gnade. Wir empfangen auch voneinander, von dem Leben in der anderen Konfession. Hier ist auch Raum für edlen Wettstreit in der Nachfolge Christi, in dem Fruchtbarmachen seiner Gaben. Das alles hat in dem Verhältnis der Konfessionen durchaus seinen Platz.

Aber diese Sicht des Nebeneinander der Konfessionen reicht doch nicht aus. Es ist gewiß nicht nur Not, aber auch Not. Die Pluralität bedeutet nicht nur, nicht in allem Fülle Christi, sondern auch Sonderung, Spaltung. Das Nebeneinander ist trotz allem auch weithin ein schmerzliches Wiedereinander, Spaltung auch im Zentrum, im Verständnis des Evangeliums, dessen, was zum Heil nötig ist, Gegensatz im Verständnis dessen, was die Kirche ist, was zu ihrem Wesen gehört und was nicht. Zwischen den Konfessionen geschieht auch Streit, Wiedereinander der Wahrheitsansprüche, Klagen wiedereinander auf Abfall von der ganzen Reinheit oder der ganzen Fülle des Evangeliums. Auch wenn sich z. B. zwischen der römischen und der evangelischen Kirche der Gegensatz des 16. Jahrhunderts nicht in allem durchgehalten hat, er ist doch an entscheidenden Punkten bestehen geblieben und läßt sich da nicht als schwesterliches Nebeneinander individueller Gestalten des Christseins auffassen. Nein, er bleibt auch Not der Kirche Christi. Hier kommt es zu etwas anderem als zu dem edlen Wettstreit miteinander, nämlich auch zu der unedlen Konkurrenz, zum Beispiel auf den Missionsfeldern. Das bedeutet für die Sache des Christentums schwere Belastung und Ärgernis. Davon können wir nicht freudig reden wie von dem schwesterlichen Nebeneinander, sondern nur bedrückt und beschämt als von einer Schwäche und Schande der Christenheit. Es widerspricht der Einheit, die durch Jesus Christus gegeben ist, es verhüllt und bedroht sie. Sie erscheint in dem geschichtlichen Verhältnis der Konfessionen weithin nicht, sondern wird von ihm verleugnet.

Eins von Christus her und in ihm - und doch getrennt, ja, in vielem widereinander - dabei kann die Christenheit sich nicht beruhigen. Das Bekenntnis zu der fraglos vorgegebenen Einheit kann nicht bedeuten, daß wir nun mit dem jetzigen Stande der Christenheit zufrieden sind. Nein, weil wir an die Einheit glauben, können wir nicht anders als darunter leiden, daß sie so mangelhaft verwirklicht ist. Wir können und dürfen nicht anders als mit Ernst darum ringen, daß wir zusammenkommen. Es geht auch nicht an, sich dieser Aufgabe zu entziehen mit der Eschatologie, mit dem Warten auf den Tag des Herrn, der selber diese Not der Christenheit erst wenden könne.

Wir legen ja auch sonst gegenüber den großen Lebensnöten der Menschheit die Hände nicht in den Schoß, sondern ringen hier und jetzt um ihre Überwindung oder doch Linderung, obgleich wir gewiß sind, daß die volle Erlösung von ihnen erst der Tag Gottes bringen wird. Rechtes Warten und Hoffen ruft zum Handeln, zum Ringen mit den Nöten, zum Tat-Zeugnis für die ewige Hoffnung.

4

Darum ringen, daß wir zusammenkommen - wie geschieht das?

Hier trennen sich nun die Wege. Auf römisch-katholischer Seite kann man sich das Zusammenkommen zuletzt nicht anders denken denn als »Heimkehr« (obgleich man das Wort heute drüben weithin ablehnt), Heimkehr zu der Mutter, der hierarchischen römischen Kirche, Unterstellung unter die lehramtliche und kirchenrechtliche Oberhoheit des Papstes. Das wird heute sehr freundlich ausgedrückt: es setzt ernste Selbstkritik und die Bereitschaft zu evangelischen Reformen der katholischen Kirche voraus, wie das Konzil sie zeigt, es schließt auch die Anerkennung für den christlichen Reichtum der evangelischen Kirchen ein, ja, das Bekenntnis, daß die evangelische Christenheit durch die Heimkehr für die katholische Kirche große Bereicherung mit ihrem christlichen Gut bringen werde. Aber das alles ändert nichts daran, daß das Zusammenkommen *zuletzt* nicht anders wirklich werden kann denn als Rückkehr in die hierarchische Gestalt der Papstkirche.

Dazu können wir Evangelischen nur ein klares Nein sagen. Wir können das Zusammenkommen der Christenheit nicht in der römischen Weise verstehen. Denn hier wird etwas zur Einheit der Kirche gerechnet, was nach dem evangelischen Verständnis der Kirche nicht zu ihrem Wesen und daher auch nicht zu ihrer Einheit gehört, vielmehr ihr Wesen gefährdet und verfälscht. Kirchenrechtliche Einheit in einem großen Verband hat niemals zum Wesen der Kirche Christi gehört. So ist auch Jesu Wort an Petrus, wie immer man es verstehen mag, nicht auszulegen. Die Christenheit im Neuen Testament, in der Urkirche und weiter in der alten Kirche hat die Gestalt eines freien Nebeneinander in ökumenischer Gemeinschaft. Einheit und Freiheit sind hier verbunden. Im Neuen Testament ist weniger von Einheit als von Gemeinschaft die Rede. »Gemeinschaft« legt aus, was unter der Einheit konkret zu verstehen ist. Der römische Zentralismus - er bleibt das, auch wenn die Autorität des Papstes durch einen Bischofsrat kollegial ergänzt wird - läßt sich weder vor dem Neuen Testament noch vor der Alten Kirche als gültig erweisen. Die Kirche als ganze hat Petrus nie regiert - und auch die römischen Bischöfe in den ersten Jahrhunderten nicht. Das macht Luther in seinen Schriften vom Papsttum sowohl 1520 wie 1545 geltend. Er weist u. a. darauf hin, daß noch Gregor der Große es ablehnte, sich oberster Bischof

nennen zu lassen. Die Kirche hat ihr Haupt allein an Jesus Christus. Sie bedarf keines irdischen Hauptes. Das hat auch die alte Kirche noch gewußt.

So kann uns, wenn wir recht evangelisch und im Sinne der ältesten Tradition der Christenheit denken, nichts an der kirchenrechtlichen Vereinigung unter einer irdischen Oberhoheit liegen. Daher meinen wir, die Katholiken und wir Evangelischen, wenn wir miteinander um die kommende Einheit der Kirche bitten, trotz alles Gemeinsamen dabei etwas Verschiedenes. Das *Ut omnes unum sint*, »auf daß sie alle eins seien« von Joh. 17, 21 hat für uns hüben und drüben trotz allem auch einen verschiedenen Klang und Sinn. Das liegt an der Differenz im Verhältnis dessen, was die Kirche ist. In vielem anderen haben die beiden Konfessionen sich theologisch angenähert. Aber in der Lehre von der Kirche bleibt bis heute der Gegensatz, der uns trennt.

5

Freilich, wir wiederholen: die Einheit der Kirche Christi soll auch leibhaftig erscheinen. Sie darf nicht nur eine Idee bleiben, von der die empirische Wirklichkeit zwischen den Kirchengemeinschaften nichts weiß. Sie darf nicht nur dogmatisch behauptet, sie muß auch praktiziert werden.

Was das heißt, dafür haben in unserem Jahrhundert zuerst die nicht-römischen Kirchen ein gutes Beispiel und Modell gegeben in der sogenannten »Ökumenischen Bewegung«. Wir denken zurück an die großen Tagungen in Stockholm 1925, Lausanne 1927, Oxford und Edinburgh 1937, Amsterdam 1948, Evanston 1954, Neu-Delhi 1961: da traten Delegierte der meisten nicht-katholischen Kirchen zusammen zu gemeinsamen Beratungen und Gottesdiensten - im Bewußtsein, zusammenzugehören, miteinander und auch füreinander als Glieder an dem einen Leibe Verantwortung zu tragen. Dabei hat man die Pluralität nicht schwärmerisch übersprungen. Keine der dort vertretenen Kirchen dachte daran, die ihr anvertraute Wahrheit zu verleugnen zugunsten der Einheit. Und doch kam man zusammen: einmal, um gemeinsame Arbeit zu tun an den großen, der ganzen Christenheit gestellten Aufgaben, an den wichtigen Menschheits-Fragen und -Nöten; sodann aber auch, um miteinander zu reden und einander zu fragen, angesichts des Evangeliums nach dem unterschiedlichen Verständnis; in alledem - um mit H. Sasse zu reden - »als getrennte Brüder miteinander zu leben, getrennt durch jene Unterschiede, die sich - zumindest für unsere Zeit und die uns verfügbaren Mittel - als unüberwindlich erwiesen haben und dennoch als Brüder im Glauben an den dreieinigen Gott.« Dieses ökumenische Zusammenkommen ist etwas ganz anderes als die Zusammenfassung der ganzen Christenheit in einem umfassenden Kirchentum heiligen Rechtes.

Die römisch-katholische Kirche hat sich von der ökumenischen Bewegung der nicht-katholischen Kirchen offiziell lange ferngehalten. Sie fühlte sich

nicht als Glied am Leibe Christi, sondern als der Leib selbst. So konnte sie in der ökumenischen Bewegung nicht mittun, weil sie sich selbst als die wahre Ökumene verstand, grundsätzlich sich selbst genügend, autark. So war es offiziell. Inoffiziell freilich geschah seit langem mehr. Die Theologen von beiden Seiten kamen zusammen zu gemeinsamer Arbeit, vor allem an der Bibelauslegung. Wir lesen seither die theologischen Werke aus der anderen Kirche mit neuer Aufmerksamkeit. Auf katholischer Seite lernte man Martin Luther neu sehen und verstehen, ihn mit Respekt, ja, mit Liebe studieren. Viele Lieder der evangelischen Christenheit sind in den katholischen Gottesdienst eingezogen. Ein neues Gefühl der Zusammengehörigkeit geht, jedenfalls bei uns in Deutschland, durch das Kirchenvolk. Die Kirchen- und Katholikentage zeigen es: die Teilnehmer aus der anderen Kirche werden besonders herzlich begrüßt. Das alles hat dazu mitgeholfen, daß es nun auch zu einer neuen offiziellen Haltung gekommen ist. Die ökumenische Bewegung außerhalb der katholischen Kirche hat Eindruck gemacht und dahin gewirkt - es nahmen ja an den ökumenischen Tagungen zuletzt auch immer katholische »Beobachter« teil -, daß Rom nunmehr auch amtlich aus seiner selbstgenügsamen Abschließung gegenüber den nichtkatholischen Kirchen herauszutreten begonnen hat und Fühlung mit ihnen sucht und findet. Zu dem Konzil sind Beobachter aus den anderen Kirchengemeinschaften eingeladen - sie waren und sind viel mehr als »Beobachter«, nämlich im stillen Gesprächspartner, Mitarbeiter, auf die man hört, jedenfalls der reformfreudige Teil des Konzils. In den Verhandlungen ist die Wirkung des Evangeliums unverkennbar. Sie ist gewiß nicht allein durch den Eindruck Luthers und durch die Arbeit der in der katholischen Theologie heute so stark beachteten evangelischen Theologie vermittelt, aber *auch* auf diese Weise. Man muß von einer Spätwirkung Luthers auf katholischer Seite sprechen. Insofern nahm Luther heimlich an dem Konzil teil. Die Reformen, die das Konzil auf dem Gebiete des Gottesdienstes beschlossen hat, bekennen sich in der Sache zu Luthers Kritik an der Gestalt des Meßgottesdienstes und zu seinen Forderungen.*

Rom sucht jetzt, wenn auch mit mancher Hemmung, nicht nur die einzelnen nicht-katholischen Christen, sondern auch die außerkatholischen Kirchengemeinschaften in ihrer Christlichkeit anzuerkennen, soweit sich das noch mit dem Absolutheitsanspruch der hierarchischen Papstkirche verträgt. An die Stelle der Starrheit, der Statik, ist eine Bewegung in Gang gekommen. Wir wissen noch nicht, wieweit die führt. Aber schon das, was wir vor Augen sehen, ist auf alle Fälle nichts Geringes.

* Vgl. in dem Werke des Konzilstheologen Hans Küng (Tübingen) »Kirche im Konzil« (Herderbücherei 140, 2. Aufl. 1964) die Seiten 110 ff (»Evangelische Anliegen in der katholischen Liturgiereform?«).

Dieses alles zeigt uns den Weg für das künftige christliche Verhältnis der Kirchen zueinander. Ausgeschlossen ist für uns das bloße Nebeneinander, kühle Koexistenz in Gleichgültigkeit, wie sie lange bestand. Dazu können wir nicht wieder zurück, um des Evangeliums, um der Einheit der Kirche Christi willen. Aber ebensowenig können wir den römischen Weg gehen, wie ihn auch die reformfreundige katholische Theologie heute zuletzt doch als christlich unumgänglich ansieht und von uns erwartet: der Einordnung in die hierarchische Weltkirche. Der Weg, den wir gehen müssen, kann nur dieser sein: daß die Kirchen einander mit neuem Ernst begegnen und miteinander reden angesichts des Evangeliums. Einander begegnen, das heißt: einander besser kennenlernen als bisher, die Gemeinsamkeit im Glauben an Jesus Christus freudig bekennen; aber auch, sich an dem freuen, was der anderen Kirche Besonderes von Gott gegeben ist, und für das danken, was man durch das Dasein und den Dienst der anderen Kirche selber empfängt; sich dessen freuen und für das danken, was Gestalt Christi in der anderen Kirche ist. Einander begegnen heißt weiter: einander anhören, aber einander auch fragen unter dem Evangelium nach unseren Kirchentümern: was in den Kirchen ist göttlichen und was nur menschlichen Rechtes; was ist christlich unabdingbar und was nicht? Zur Begegnung gehört so auch Polemik in brüderlichem Geiste. Um die Wahrheit, wo es sein muß, streiten, das ist der großen Sache nicht unwürdig, sondern gerade würdig und ihr angemessen - es bezeugt ihre Größe und ihren Ernst. Und es läßt uns auf alle Fälle tiefer hineinwachsen in die Wahrheit des Evangeliums.

Solches Einander-Begegnen, Miteinander-Reden und Ringen angesichts des Evangeliums hat seinen Sinn schon in sich selber - als Vollzug der Gemeinschaft auch im Gegenüber, ja, auch im Streiten. Denn gerade auch in der brüderlichen Polemik ist das Entscheidende, daß wir einander nicht loslassen: wir klopfen beieinander immer neu an. Das ist schon Gemeinschaft. Wir sollten mehr von der Gemeinschaft in der Kirche sprechen als von der Wiedervereinigung. Gemeinschaft kann heute und hier wirklich werden und ist es schon. »Wiedervereinigung«, in diesem Worte steckt immer die Vorstellung von einer auch kirchenrechtlichen Integration - diese ist aber eine Utopie und wird es bleiben, solange die katholische Kirche römisch und solange die evangelische Kirche evangelisch bleibt. Wir Evangelischen werden uns zu solcher Integration nie verstehen können, weil sie die Anerkennung des unevangelischen römischen Verständnisses der Kirche voraussetzt. Es liegt nicht daran, daß die Konfessionen, die selbständigen Kirchenkörper, aufhören. »Die eine Kirche Christi kann durchaus in einer großen Vielfalt von äußeren Gestalten leben« (E. Wilkens).

Aber schon das Reden miteinander, das Hören aufeinander, das Leiden unter dem Moment der Spaltung in dem Nebeneinander, schon das Ringen um geistliche Einheit - in alledem ist die eine Kirche in diesem Äon schon Wirklichkeit, ist ein Zeichen der Einheit aufgerichtet und der Vielheit das Ärgernis der Spaltung zu einem Teil schon genommen. Die Bewegung aufeinander zu kann und wird noch weitergehen. Wir vertrauen auf die Wahrheitsmacht des Evangeliums, auf ihre die Kirchen erneuernde Kraft. Wir hoffen darauf und beten darum. Aber wir bleiben dabei nüchtern. Diese Bewegung wird auch an Grenzen stoßen, auf Hemmnisse, die kein ökumenischer Eifer in dieser unserer Geschichte beheben kann. Jede geschichtliche Gestalt steht auch unter dem Gesetz, nach dem sie angetreten ist und sich institutionell verfestigt hat. Das setzt aller Reform und Erneuerung die Grenze.

Daher bleibt die volle Verwirklichung der Einheit dem wiederkommenden Herrn, der Ewigkeit vorbehalten und bleibt Gegenstand der Hoffnung hinaus über die Grenzen unserer Geschichte. Aber niemand hat das Recht, so zu hoffen, der nicht hier auf Erden mit ganzem Ernste um die geistliche Gemeinschaft der Konfessionen in der einen Kirche Christi ringt.

Wir wissen, daß in der Christenheit also getan ist, daß alle Kirchen gleich sind, und nicht mehr denn ein einige Kirche Christi in der Welt ist, wie wir beten: ich glaube eine heilige christliche Kirche. Ursache ist diese: denn es sei eine Kirche, wo sie kann in der ganzen Welt, so hat sie kein ander Evangelium oder heilige Schrift, kein ander Taufe und Sakrament, kein andern Glauben und Geist, kein andern Christum und Gott, kein ander Vaterunser und Gebet, kein ander Hoffnung und ewiges Leben, denn wir hie in unser Kirchen zu Wittenberg haben.

LUTHER: Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet, 1545. W 54, 284.